

Internationales Colloquium

Nach der Theorie, jenseits von Bologna, am Ende der Exzellenz? Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert

Forum A.2: Philologie, Textwissenschaft, Medienkunde? Zum Gegenstand der Germanistik

Statement

Christiane Heibach (Karlsruhe)

Die Germanistik – »[e]in Fach, das aus Gewohnheit gelehrt und aus Irrtum studiert wird« – so lautete der Untertitel einer Doppelsonderseite, die die *FAZ* dem Deutschen Germanistentag 1994 widmete. Dort nahmen Friedmar Apel, Klaus Weimar, Thomas Steinfeld, Heinz Schlaffer und Friedrich Kittler zur Selbstpositionierung und Zukunft der Germanistik Stellung und thematisierten dabei folgende Aspekte:

- Die inhaltliche Ausdifferenzierung des seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bestehenden Fachs wird als Problem insofern gesehen, als die Forschungsthemen zu detailversessen und damit zu selbstreferentiell geworden seien: Die Germanistik steht in einem Spannungsfeld zwischen »Gebrauchswert« und intellektueller Selbstgenügsamkeit und muss zu einer neuen Haltung ihrer eigenen gesellschaftlichen Relevanz gegenüber finden (Friedmar Apel, Thomas Steinfeld);
- die eigentliche Aufgabe der Germanistik, das Sprach- und das Lesevermögen von Texten zu schulen und in erster Linie ihrem Auftrag gerecht zu werden, »die künftigen Lehrkräfte für den Deutschunterricht auszustatten«, gerät darüber ins Hintertreffen – die kulturelle Leistung der Germanistik wird dadurch von ihr selbst eklatant reduziert (Klaus Weimar);
- die Germanistik findet ihre eigentliche Berechtigung heute (sprich: 1994) in einem Verständnis von Text als Medium und damit in einer medienkomparatistischen Haltung: »Was Text im Kontext technischer Medien heißt, wird nun zur Frage, die der Germanistik [...] einen Grund gibt« und sie methodologisch und in ihrer Selbstreflexion vor neue Herausforderungen stellt (Friedrich Kittler);

Dieser Text wurde verlesen als Statement auf dem Internationalen Colloquium »Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert«, das vom 4. bis 6. April 2013 im Schloss Herrenhausen in Hannover stattfand. Er bildete die Grundlage für eine Podiumsdiskussion zum Thema »Philologie, Textwissenschaft, Medienkunde? Zum Gegenstand der Germanistik« in der Sektion »Nach der Theorie – Methoden und Modelle«.

Die Ergebnisse der Tagung – einschließlich Audiomitschnitten der Podiumsdiskussionen und Vorträge – sind in der Internetpublikation www.perspektiven-der-germanistik.de abrufbar. Sie wurde herausgegeben von Mark-Georg Dehrmann (Hannover) und Carsten Rohde (Karlsruhe).

Das Copyright für diesen Beitrag liegt bei der Autorin.

Veranstaltung und Publikation wurden gefördert von der VolkswagenStiftung Hannover.

- die Germanistik muss sich auf ihre Kernkompetenzen besinnen und zur intensiven Textlektüre zurückkehren – diese dient zugleich als Auslesemoment, um nur die Studierenden auszubilden, die tatsächlich am Fach interessiert sind (im Gegensatz zu denen, für die es eine Notlösung darstellt): Die Germanistik muss sich gesundschrumpfen und dadurch zu einer neuen Exzellenz durch Exklusion finden (Heinz Schlaffer).

Auch heute, im Zeitalter der zahlreichen Turns, die die Geisteswissenschaften seit geraumer Zeit in Bewegung halten, haben sich die Argumente kaum verändert. Konstatiert wird zusätzlich allerdings noch eine gewisse Orientierungslosigkeit, die der Öffnung hin zu philologieferneren Theorien wie dem De/Konstruktivismus, der Diskursanalyse, der Systemtheorie sowie Performanztheorien zugeschrieben wird – so lautete jedenfalls Oliver Jungens in der *FAZ* verkündetes Fazit zum Germanistentag von 2007. Der bemühte sich unter dem Motto »Natur – Kultur« unter anderem um eine neue Allianz mit den Neurowissenschaften und der Evolutionsbiologie, um auf dem (scheinbar) festen Boden der Naturwissenschaften Rettung vor den eigenen Verunsicherungsstrategien zu finden.

Wie kommt es nun, dass ausgerechnet die Germanistik sich selber so stark unter Legitimationsdruck sieht – und zwar seit sie in das 20. Jahrhundert mit all seinen sozialen, medialen und ästhetischen Volten eingetreten ist? Die Germanistik als Kind der Romantik ist nicht zuletzt Ausdruck einer Zeit, in der zwei Identitätsbildungsprozesse stattfinden: die Selbstlegitimation der Künste als autonomer ästhetischer Bereich einerseits, die Suche nach einer nationalen Identität andererseits. Die Germanistik befindet sich von Anfang an in diesem Spannungsfeld, da ihr implizit die Aufgabe der ästhetischen und politischen Identitätsstiftung zugeschrieben wird. Als neue Wissenschaft sichert sie somit zunächst ihre eigene Identität durch Standardisierungsprozesse, indem sie ihre Methodik und ihren Gegenstandsbereich definiert. Dieser ist wiederum an die gesellschaftliche Utopie einer Nation gebunden: Die Germanistik kümmert sich daher zunächst um die verbindlichen Kriterien für deutsche Hochsprache wie für eine deutsche ›Hochliteratur‹.

Dass das 20. Jahrhundert als Jahrhundert der politischen und ästhetischen Entgrenzungen die Germanistik in ihrer im 19. Jahrhundert verhafteten Identität nicht unberührt lassen konnte, ist daher kaum verwunderlich. Die Germanistik musste und muss all diese Entgrenzungsbewegungen mitmachen, und zwar nicht nur im Hinblick auf ihr Selbstverständnis als Wissenschaft, sondern auch in ihrer gesellschaftlichen Positionierung: Denn *der Gegenstand der Germanistik ist alles das, was mit und in der deutschen Sprache passiert* – und dieses weite Feld ist inhärent verbunden mit sozialen und medialen *Veränderungen*. Dass die Germanistik sich also in einem Modus ständiger Selbsthinterfragung befindet, liegt in der Natur ihres Gegenstandes, der alles andere als statisch und fixiert ist.

Dies spiegelt sich genauso in den Problembereichen, mit denen sich der derzeitige Selbstvergewisserungsdiskurs der Germanistik zu beschäftigen hat. Zu diesen gehören meines Erachtens insbesondere folgende:

- Mit der zunehmenden Forderung nach Internationalisierung und mit tatsächlichen Internationalisierungsprozessen durch transnationale Medien wie dem Internet und dem World Wide Web muss der Status der deutschen Sprache im Kontext mit anderen Sprachen neu bestimmt werden – die Germanistik kommt daher nicht umhin, ihren Blick auch auf die anderen Philologien zu richten und in Kommunikation mit diesen zu treten, um zu einem transnationalen Verständnis ihrer eigenen Sprache zu gelangen.
- Ähnliches gilt für die Frage nach den medialen Grundlagen der deutschen Sprache: Versteht man Sprache generell als transmediales Phänomen, das je nach Medien seine spezifischen Gestaltungsmodalitäten herausbildet, dann müssen auch ihre medialen Manifestationen jenseits des Manuskripts und des gedruckten Buchs berücksichtigt werden. So wird sich die Literaturwissenschaft beispielsweise über kurz oder lang entscheiden müssen, ob sie einen medienkomparatistischen Ansatz verfolgen oder sich auf den (gedruckten/geschriebenen) Text als ihre »Kernkompetenz« beschränken will. Tut sie letzteres, so ist dies eine Entscheidung, die zwar klare Grenzziehungen erlaubt, ihr andererseits aber die Möglichkeit verbaut, komparatistisch Sprachentwicklungen in verschiedenen Medien zu ihrem Thema zu machen.
- Hinzu kommt, dass die Germanistik – sollte sie sich für eine mediale Beschränkung entscheiden – dennoch nicht um eine Auseinandersetzung mit der Frage nach der Medialität herumkommen wird: Denn in ihren Kernbereich wird nach wie vor fraglos die Editionsphilologie und die Frage nach Speicherung und Archivierung von Textdokumenten fallen. Diese nun werden in absehbarer Zeit nicht mehr als Manu- oder Typoskripte vorliegen, sondern digital – als E-Mail-Korrespondenz, als Computerdateien in verschiedenen Versionen etc. Die Germanistik als Editionsphilologie muss zwangsläufig Kriterien und Methoden entwickeln, mit einem solchen medialen Wechsel umzugehen.

Die wissenschaftlichen Wege zahlreicher Germanisten (so auch meiner) haben in den letzten Jahrzehnten weg geführt von der Literaturwissenschaft hin zu anderen medialen Feldern wie Film und Photographie, akustischen und digitalen Medien. All diese Bereiche werden in ihren Bezügen zur Sprache und Sprachkunst von der Germanistik derzeit nur marginal integriert. Stattdessen hat sich ein Feld herausgebildet, das als »Medienkulturwissenschaft« medienkomparatistisch wie auch transphilologisch arbeitet. Hier werden Forschungsthemen verhandelt, die Anschlussstellen, wenn nicht sogar Überschneidungen zu den philologischen Fächern haben und möglicherweise über kurz oder lang diese integrieren und tatsächlich der Germanistik ein Ende bereiten könnten: Auch vor dem Hintergrund von Positionierungen anderer und neuer Fächer muss die Germanistik nun nach ihrem Selbstverständnis fragen und kann diese Frage nicht mehr ohne Blick auf die gesamte universitäre Fächerentwicklung beantworten.

Ein Rückzug in den intellektuellen Elfenbeinturm und eine Kultivierung von Exklusionsmechanismen verbietet sich als Lösung von selbst, denn damit ist, ganz unabhängig von den Zwängen zur Employability und Drittmittelleffizienz, niemandem gedient. Die lobenswerte Tradition der Germanistik zur Selbsthinterfragung und die damit verbundene Herausbildung von Methoden, die ein multiperspektivisches Herangehen an Forschungsfragen ermöglichen, sollten vielmehr als positive Eigenschaften verstanden und weiter kultiviert werden, indem man sie produktiv nutzt: *und zwar für eine Erweiterung des Gegenstandsbereichs der Germanistik hin zur transmedial verstandenen Sprache und Sprachkunst, zu deren Verständnis beizutragen eine entscheidende wissenschaftliche und gesellschaftliche Aufgabe für ein Fach ist, dessen Gegenstand die deutsche Sprache in all ihren medialen und sozialen Dimensionen ist.* Eine solche – auch wieder nur für einen begrenzten Zeitraum gültige – Selbstbestimmung verlangt auch die Berücksichtigung der anderen Philologien sowie der verschiedenen Ausformungen der Medienwissenschaft und damit eine Bereitschaft zur relationalen Bestimmung der eigenen Position im bestehenden Netzwerk der geisteswissenschaftlichen Fächer und Disziplinen.